

# Im Blickpunkt: Der Dialekt

VON LUDWIG-ZEHETNER

## FUNKTION UND STELLENWERT DES DIALEKTS

### Die „Dialekt-Renaissance“

Nicht nur in Deutschland, auch in anderen europäischen Ländern zeichnet sich seit etwa einem Jahrzehnt neues Interesse an den Dialekten ab. Hatte es zu Anfang dieses Jahrhunderts Philologen gegeben, die glaubten, den Zeitpunkt für das Aussterben bestimmter deutscher Dialekte vorausberechnen zu können, so sind wir heute Zeugen einer erstaunlichen Wiederkehr und Neubelebung der Dialekte, wofür das Schlagwort „Dialekt-Renaissance“ geprägt worden ist. Die negativen Prognosen haben sich also nicht nur nicht bewahrheitet, im Gegenteil: mundartliche Lautungen und Ausdrucksweisen dringen in Bereiche vor, die bislang fast ausschließlich der Standardsprache vorbehalten waren. Daß sich immer mehr Schlagertexter, Lieder- und Filmemacher des Dialekts bedienen, belegt diesen Trend in auffälliger Weise. Auch die Werbung beginnt die besonderen appellativen Qualitäten des regionalen Idioms zu entdecken und für ihre Zwecke zu nutzen. Gesellschaftliche und politische Strömungen, vornehmlich auf Kritik und Protest ausgerichtete, bedienen sich, um Sympathien zu wecken, gerne des Dialekts.

Das läßt sich so interpretieren, daß die regional geprägte Sprache heute von vielen nicht mehr als Beengung und Hemmnis empfunden wird, sondern vielmehr als kommunikative Bereicherung: als besonders wirkungsvolles – da vor allem emotional ansprechendes – sprachliches Register, das noch relativ wenig genutzte Reserven birgt. Im Gefolge dieses „Aufbruchs ins Sprachgrüne“ werfen immer mehr Verlage immer mehr Mundartliches auf den Büchermarkt; denn „der Dialekt spricht wieder an“.<sup>1</sup> Fürs Bairische<sup>2</sup> gilt dies in besonderem Maße. Die Buchhandlungen werden überschwemmt von einer kaum mehr überschaubaren Flut von Bavarica. Neben die Neuauflagen und Bearbeitungen von Werken bayerischer „Klassiker“ (wie Ludwig Thoma, Georg Queri, Josef Maria Lutz u. a.) treten Auswahlauflagen, Sammlungen, Anthologien, Fibeln, Lesebücher – und die Produktion einer großen Schar von Mundartautoren, die bereits auf mehr als ein Hundert angewachsen ist.<sup>3</sup>

### Dialekt und Hochsprache – Versuch einer Abgrenzung

Nun muß wohl die grundsätzliche Frage geklärt werden, was man eigentlich unter „Dialekt“ oder „Mundart“ versteht.<sup>4</sup> Diese Begriffsbestimmung bereitet, will man sie wissenschaftlich exakt durchführen, in der Tat nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Doch ist dies auch der Fall, wenn man den begrifflichen Gegenpol, die Hoch- oder Schrift- oder Standardsprache, das Hochdeutsche, zu definieren sucht. Beschränken wir uns auf einige Kriterien der Abgrenzung zwischen den beiden Sprachebenen.

Geschichtlich gesehen, sind die Dialekte entschieden älter als die Hochsprache, die sich ja erst als Vereinigungsform von vielen zeitlich vorgelagerten Dialekten ausgebildet hat – sozusagen als Kompromiß oder als Destillat aus verschiedenen deutschen Dialekten – und dann zur überregional gültigen Verkehrs- und Kultursprache geworden ist, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts normativ festgelegt ist.<sup>5</sup> Es ist leicht einzusehen, daß der Zwang zu einer Vereinheitlichung und

Standardisierung in unmittelbarem Zusammenhang steht mit den spätmittelalterlichen Kanzleien und mit dem Aufkommen des gedruckten Buches. Sollten die kaiserlichen Erlasse in einem großen Gebiet verstanden werden, wollte ein Drucker seine Erzeugnisse in höherer Stückzahl absetzen als in seinem Dialektgebiet Interessenten anzunehmen waren, so mußten sie in einer weiträumig verständlichen, nicht zu sehr landschaftsspezifischen Sprachform abgefaßt bzw. gedruckt sein. Der Schriftverkehr zwischen den Kanzleien und der Siegeszug des gedruckten Buches sind die beiden Wirkkräfte, die zur Standardisierung der deutschen Sprache führten.<sup>6</sup> Man kann sagen, seit Gutenbergs Erfindung in der Mitte des 15. Jahrhunderts sind die deutschen Dialekte auf dem Weg in die Diskriminierung als nicht-schriftliche Formen des Deutschen, das sich zunehmend als Schriftsprache verstand. Seit dem 18. Jahrhundert richtet sich dann auch die (jeweils als „richtig“ angesehene) Aussprache nach der Schrift – und nicht mehr umgekehrt das geschriebene Deutsch nach der gesprochenen Form des jeweils landschaftsüblichen Dialekts, wie es ein Jahrtausend lang im deutschen Sprachraum üblich war („Schreibdialekte“). Im Laufe von vier Jahrhunderten entwickelte sich dann schrittweise die Norm, die wir heute als „neuhochdeutsche Hochsprache“ bezeichnen, die in den Wörterbüchern und Grammatiken „kodifiziert“ erscheint und von der abzuweichen als Normverstoß – als Fehler – betrachtet wird. Diese Kompromißform der hochdeutschen Schriftsprache ist heutzutage dermaßen wichtig geworden, daß die Diskrepanz zwischen „normgerechtem Hochdeutsch“ und „nichtnormgerechtem“ Dialekt zu einem schwerwiegenden soziokulturellen Problem geworden ist.<sup>7</sup>

So läßt sich Dialekt definieren als eine der mündlichen Verständigung vorbehaltene Sprachform, die im wesentlichen auf den familiär-intimen oder doch örtlich relativ begrenzten Bereich beschränkt ist, während die Hochsprache im öffentlichen Bereich und überregional verwendet und – sei es mündlich oder schriftlich – in Literatur, Kunst und Wissenschaft, in Gottesdienst und Schule, bei Reden und feierlichen Anlässen gebraucht wird. Im Gegensatz zur beschränkten kommunikativen Reichweite der Dialekte ist die der Standardsprache innerhalb des deutschen Sprachraums praktisch unbegrenzt.

### Stellenwert des Dialekts

Der geographisch und gesellschaftlich eingegengte Verständigungsradius des Dialekts ist es aber gerade, der ihn als regionales Identifikationsmerkmal, als sprachliches Herkunftszeichen qualifiziert, sobald man in der landschaftsspezifischen Festlegung einen positiven Wert sieht, wie das in unseren Tagen wieder der Fall ist: als Gegengewicht gegen allgemein verbreitete Rationalisierung, Standardisierung, Egalisierung und Vermassung. Als eine der Konkretisierungen des Begriffs „Heimat“ verkörpert der Dialekt das Unverwechselbare und Besondere. Gerade die jüngere Generation hat den Dialekt wiederentdeckt als ein festwurzelndes Stück Heimat in einer orientierungsarmen Zeit, als Lebensgefühl und Lebensraum, als Möglichkeit zur Selbstfindung und zur Selbstverwirklichung in künstlerischer Entfaltung.<sup>8</sup>

Bei dem konträren Begriffspaar „Hochsprache – Dialekt“, bzw. konkreter: „Hochdeutsch – Bairisch“, darf man daher

den Dialekt keinesfalls als die von vornherein und grundsätzlich minderwertigere Sprachform abtun. Ihn abzuurteilen als vulgäre Pöbelsprache, als minderwertiges Bauernidiom, als bedauernswerten Provinzialismus – das ist nichts anderes als engstirniger und engherziger hochsprachlicher Bildungshochmut, wie er – leider – in manchen Kreisen sogenannter Gebildeter noch nicht ausgestorben ist.

Außer Zweifel ist die Tatsache, daß eine vorschnelle Gleichsetzung von Dialekt mit minderwertiger, unentwickelter Sprachform der unteren Gesellschaftsschichten („restricted code“) für den Süden des deutschen Sprachraums grundfalsch wäre. Weder in der Schweiz noch in Österreich wird der Dialekt als gesellschaftlich diskriminierend empfunden. Das Schwyzerdütsche zürcherischer Prägung ist zu einer Art Landessprache der deutschsprachigen Schweiz geworden: stolz zur Schau getragenes nationales Kennzeichen.<sup>9</sup> Ähnliches gilt für das „Hofrats-Wienerische“, das „Honoratioren-Österreichisch“. Dialekt ist durchaus auch in der Öffentlichkeit und bei gehobenen Schichten als erste Verständigungssprache möglich. Regional gefärbtes Deutsch ist nicht nur gesellschaftlich akzeptabel, ihm ist geradezu ein gewisses Sozialprestige eigen.

Dialekt ist in Stadt und Land bis hinauf in die höchsten Schichten üblich. Zwar pflegen Hörfunk und Fernsehen, Schule und Wissenschaft die normenkonforme Standardsprache; aber nach dem Unterricht unterhält sich der Lehrer mit seinen Schülern, der Professor mit seinen Studenten im Dialekt: Hochsprache und Mundart gehen gleitend ineinander über.

### *Dialektsituation in Bayern*

Wie hält man es in Bayern mit dem angestammten Dialekt? Wie steht es um die Annehmbarkeit des Bairischen? Inwieweit kommt ihm ein ähnlicher gesellschaftlicher Prestigewert zu wie dem Schweizerdeutschen oder dem Österreichischen?

Eine Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach (1966) ergab: 71 % der Bevölkerung Bayerns beherrschen den heimischen Dialekt. (Die Vergleichszahl für Norddeutschland ist 46, für die Bundesrepublik insgesamt 57.) In Bayern gaben 78 % an, im familiären Bereich Dialekt zu verwenden, im Freundeskreis 65 %, am Arbeitsplatz 51 %. Eine jüngere Infratest-Befragung (1975) erbrachte: 80 % der erwachsenen Bayern bekennen sich zur Mundartlichkeit ihrer Ausdrucksweise.<sup>10</sup>

Vier Fünftel der Bevölkerung sprechen Mundart! Damit nimmt Bayern innerhalb der Bundesrepublik eine Sonderstellung ein, die es am ehesten mit der Schweiz vergleichbar macht: Der Dialekt weist eine erstaunlich große Reichweite auf. Diese Behauptung ist in mehreren Untersuchungen von der Universität München empirisch nachgewiesen worden; es hat sich bestätigt, daß der bairische Dialekt „in der Sozialhierarchie beträchtlich hoch hinaufreicht“ und ferner, daß von Haus aus Dialekt sprechende Kinder in der Schule keineswegs die Schlechtesten sind.<sup>11</sup>

Das Bairische kann also keinesfalls abgetan werden als unentfaltete, minderwertige Sprachform der ungebildeten Unterschicht, die dem Sprecher notwendigerweise Benachteiligung einträgt. Vielmehr ist – für die Landstriche südlich des Mains zumindest – der Dialekt aufzufassen als ein Kommunikationssystem, das parallel zu dem der Hochsprache besteht und dessen sich im Prinzip *alle* Bevölkerungsschichten bedienen, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß und mit unterschiedlichem Abstand von den festgelegten Normen der Standardsprache.

Bismarck sagte einmal, Bayern sei es als einzigem deutschen Land gelungen, „durch ausgeprägte Stammeseigentümlichkeit ein wirkliches und in sich selbst befriedigtes Nationalgefühl auszubilden.“ Zu dieser „Stammeseigentümlichkeit“ gehört sicher – auch heute noch – die heimische Mundart als Ausdruck eines Selbstbehauptungswillens in einer Zeit, in der das föderative Prinzip in der Bundesrepublik immer weiter ausgehöhlt und schrittweise abgebaut zu werden droht. Ein gesunder Selbsterhaltungstrieb ist schon vonnöten, um wenigstens eine gewisse Lebensautonomie für Bayern zu retten. Beschäftigung mit dem heimatlichen Dialekt – sei es volkstümlich ausgerichtete Mundartpflege oder wissenschaftlich orientierte Mundartforschung (Dialektologie) – darf gesehen werden im Rahmen von Selbstschutzmaßnahmen zur Erhaltung der Eigenwertigkeit dieses Landes Bayern: um es „zu bewahren vor dem Schicksal einer Provinz mit auch kulturell gebrochenem Rückgrat“, wie es Bernhard Ücker formuliert hat.<sup>12</sup>

So könnte der folgende Überblick über die Arbeiten zur Erfassung und Erforschung des Bairischen geeignet sein, die immer neu zu festigende Zusammenarbeit zu fördern zwischen Heimatpflege und Dialektschriftstellern einerseits und den einschlägigen Disziplinen der Sprachwissenschaft und Volkskunde andererseits.

### DOKUMENTATION UND ERFORSCHUNG DES BAIRISCHEN

#### *Glossarien – Wörterbücher*

Nach dem oben über das Verhältnis der süddeutschen Dialekte zur überregionalen Standardsprache Gesagten verwundert es nicht, wenn – schon aus Gründen der regionalen Selbstbehauptung gegen mittel- und norddeutsche Bevormundung – die ersten Dialektwörterbücher im süddeutschen Raum entstanden.

Das älteste Dialektwörterbuch überhaupt dürfte wohl das 1689 in Regensburg erschienene „Glossarium Bavaricum“ von J. L. Prasch sein.<sup>13</sup> Genau 100 Jahre später lag der „Versuch eines bairischen und oberpfälzischen Idiotikons nebst grammatischen Bemerkungen über diese zwei Mundarten und einer kleinen Sammlung von Sprüchwörtern und Volksliedern“ von A. Zaupser vor, erscheinen in München 1789 (siehe Abb. S. 158 und 159).

Als erstes wissenschaftlich fundiertes Wörterbuch eines deutschen Dialekts erschien 1806–12 das „Schweizerische Idiotikon“ von F. J. Stalder, ein Werk, das als der Vorläufer des immer noch nicht ganz vollendeten „Wörterbuchs der deutschsprachigen Schweiz“ (1881 ff.) betrachtet werden darf. Damit war ein neuer Ansatz geschaffen, der weit hinausging über das bloße Sammeln und Inventarisieren von Mundartwörtern, wie das Prasch, Zaupser und die Verfasser anderer bairischer Glossarien getan hatten.<sup>14</sup> Stalder ging von der Erkenntnis aus, daß die Dialekte nicht als von der hochsprachlichen Norm abweichende Kuriositäten betrachtet werden durften, sondern daß sich gerade in ihnen die Sprachgeschichte am reinsten und folgerichtigsten offenbarte. So ist die Wissenschaft von der deutschen Sprache, die Germanistik, überhaupt in ihren Anfängen aufs engste verbunden mit der Beschäftigung mit den deutschen Dialekten.

#### *Das Werk des Johann Andreas Schmeller*

Hier darf – mit einigem Stolz – das Werk des gebürtigen Oberpfälzers Schmeller als herausragende Leistung gerühmt werden: vor allem seine bairische Grammatik von 1821<sup>15</sup> und sein „Bayerisches Wörterbuch“, zuerst erschienen 1827–37<sup>16</sup>. Hier wird dialektale Sprache in keiner Weise mehr als

**V e r s u c h**  
 eines  
**baierischen und oberpfälzischen**  
**Idiotikons.**  
 Nebst grammatischen  
**Bemerkungen**  
 über diese  
**zwo Mundarten,**  
 und  
 einer kleinen Sammlung  
 von  
**Sprichwörtern und Volksliedern.**

V o n  
**Andreas Zaupfer,**  
 Kurfürstl. Hofkriegsraths- und Kälteserordenssekretär,  
 Professor an der Herzogl. Mariau. Landesakademie.  
 Mit Genehmigung des Kurf. Bücherconsullegiums.  
 M ü n c h e n ,  
 bey Joseph Lentner. 1789.

Abweichung von der Hochsprache registriert; wie Stalder behandelt Schmeller den Dialekt als ein in sich geschlossenes Sprachsystem, das sich im Laufe von vielen Jahrhunderten konsequent und bruchlos als die eigentliche Volkssprache entwickelt hat, während das Schriftdeutsche als „Übereinkunft der Gebildeten“ recht unterschiedliche Entwicklungsstränge in sich vereinigt.“ Sein Zeitgenosse Jacob Grimm schreibt in der Vorrede zum 1. Band seines „Deutschen Wörterbuchs“ (1854):  
*Fürs deutsche wörterbuch behauptet die kenntnis aller hochdeutschen volksmundarten hohen werth, und ich musz sogleich zum lobe der Baiern hinzusetzen, dasz kein andrer unsrer stämme ein wörterbuch aufzuweisen hat, das dem von Schmeller irgend gleichkäme, so meisterhaft ist hier die sprache selbst und ihr lebendiger zusammenhang mit sitten und bräuchen hergestellt.“*<sup>18</sup>

Johann Andreas Schmeller (1785–1852) wurde in Tirschenreuth als Sohn eines kleinen Landwirts und Korbflechters geboren, dem er in seinem Wörterbuch ein rührendes Denkmal kindlicher Dankbarkeit und Verehrung gesetzt hat. Im Artikel zum Stichwort „Körben, Kürben“ findet man die Berufsbezeichnung „Kürbenzäuner“ mit der Erläuterung „der aus Holz- und Wurzelschienen Kürben flicht, zäunt“ und mit dem Zusatz:  
*Unter allen Gewerben ist dieses unscheinbare dem Verfasser des b. Wörterbuchs das ehrwürdigste, denn es ist das eines bald*

*achtzigjährigen Ehrenmannes, dem er sein Daseyn und seine erste Erziehung verdankt.“*<sup>19</sup>

Aufgewachsen ist Schmeller dann im oberbayerischen Rinnberg (oder Rimberg) bei Rohr zwischen Wolnzach und Pfaffenhofen an der Ilm. Sein weiterer Lebensweg führte ihn über das Gymnasium in Scheyern nach Ingolstadt und München, dann als Soldat in einem Schweizer Regiment, das in spanischen Diensten stand, nach Madrid, wo er sich unter anderem als Lehrer betätigte. Die Jugend in verschiedenen bairischen Gegenden, das Leben im Ausland und der wiederholte Standortwechsel als Soldat mögen Schmellers Ohr geschärft haben für die Nuancen sprachlicher Äußerungen – eine Fähigkeit, die beim Sammeln für seine Werke entscheidend war. Als bayerischer Offizier dann in München, wurde er damit betraut, die Mundarten des Königreiches Bayern grammatikalisch und lexikalisch aufzunehmen und zu bearbeiten, wie es dem Wunsch des damaligen Kronprinzen Ludwig (dann König Ludwig I.) entsprach. 1816 legte Schmeller seinen Plan für dieses Unternehmen vor. Bei Fortzahlung seines Gehalts als Oberleutnant wurde er aus dem Militärdienst beurlaubt und konnte sich ganz der Mundartforschung widmen.

Es lohnt sich, einen Blick auf die Methoden zu werfen, mit denen Schmeller die ungeheuere Materialfülle für sein Wörterbuch zusammentrug, das an die 20.000 Stichwörter umfaßt. Seine eigene Mundartkompetenz darf wohl als die solide Basis angesehen werden. Auf Wanderungen durch die Landschaften Bayerns sammelte er unermüdlich Belege, die er durch Befragung von Rekruten und später von Kollegen und Freunden an Universität und Bibliothek ergänzte.<sup>20</sup> In mehreren Aufrufen wandte er sich an die Öffentlichkeit mit der Bitte um Material, insbesondere um fachsprachliches Wortgut aus Landwirtschaft und Handwerk. Neben die Kundfahrten- und die Spontanbelege trat als dritte Quelle die Exzerpierung von Schrifttum – für die sprachgeschichtliche Fundierung der Wörterbuchartikel von entscheidender Wichtigkeit. Seit Schmeller 1829 eine Stelle an der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek erhalten hatte, war ihm der Zugang zu den dort verwahrten historischen Sprachdenkmälern, vor allem zu den wertvollen Handschriften, wesentlich erleichtert. Insgesamt umspannt das in sein Wörterbuch eingegangene Sprachgut einen Zeitraum von über einem Jahrtausend. Es ist also, wie es auf dem Titelblatt der Erstausgabe heißt, tatsächlich eine *Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provincial-Litteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsyllben etymologisch-alphabetisch geordnet.*

Diese von Schmeller angewandte Anordnungsmethode macht das Nachschlagen für den nicht eingeführten Benutzer etwas problematisch, bis er sich an die Vorzüge dieser – für ein Dialektwörterbuch an sich genialen – Alphabetisierung gewöhnt hat. Vorrangiges Kriterium für die Reihenfolge der Stichwörter ist das Konsonantengerüst der Stammsyllben, vorerst ohne Berücksichtigung der Vokale, die erst in zweiter Linie eine Rolle spielen. Das führt dazu, daß die Aufeinanderfolge der Wörter meist wesentlich von einer strikt abecelichen Anordnung in hochsprachlichen Wörterbüchern, etwa im Duden, abweicht. Bei Schmeller folgen z.B. aufeinander: „Täller – Tail – Nachtail – Vortail – tailen – getailt – ertailen – fürtailen – Urtail – Teller – Toller – toll – Tüll – Talpen – Tolpatsch – Tölpel – Tözl – Tam – Tama – täumisch – . . . – Tempel – getan – . . .“ Diese Beispielreihe macht auch deutlich, warum der Benutzer, wenn er nicht sprachgeschichtlich bewandert ist, oft

vor den Kopf gestoßen wird durch die von der gewohnten Schreibform abweichende, historisch begründete (und damit „richtigere“) Schreibung (z. B. „Tälller, Tail“ = Teller, Teil) – und am Nachschlagen verzweifelt. Daher empfiehlt es sich, das vom Bearbeiter der 2. Auflage erstellte Register zu konsultieren, das dem Band II angefügt ist.

Noch heute gilt, was Otto Mausser vor 40 Jahren schrieb: *Die Fülle von volkskundlichem Material und die Wärme der Darstellung, dazu das stark Individuelle gewisser Artikel haben das Schmellersche Wörterbuch weltberühmt gemacht.* Es ist ein Werk, *das nicht nur die Periode streng wissenschaftlicher Mundartlexikographie eröffnete und in gewissem Sinne heute noch richtungsweisend sein kann; ...ein Werk, das einmalig ist, das in seiner Gesamtheit nie veraltet, das man wissenschaftlich immer benutzen muß, auch wenn die großen neuen Dialektwörterbücher vorliegen; ... ein Buch, das man liest wie ein Hausbuch, wie eine Kulturgeschichte, „ein Meisterwerk“, wie kein Geringerer als Jakob Grimm es nannte.<sup>21</sup>*

#### *Ein neues Bayerisches Wörterbuch im Werden*

1910/11 faßten die Bayerische und die Österreichische Akademie der Wissenschaften den Plan zu einem ehrgeizigen Gemeinschaftsunternehmen: Ein neues, umfassendes Wörterbuch des Gesamtbairischen sollte geschaffen werden. Dazu sollte der bairische Dialekt in Altbayern (und in den angrenzenden Streifen von Schwaben, Ober- und Mittelfranken) und in Österreich sowie in Teilen Böhmens, Mährens, der Slowakei, Ungarns, Jugoslawiens, Italiens und der Schweiz (Inselmundarten) lexikographisch erfaßt werden, um dann, angereichert mit historischen und literarischen Belegen aus 12 Jahrhunderten – von den althochdeutschen Sprachdenkmälern bis herauf zum Schrifttum der Gegenwart – in einem gemeinsamen Werk veröffentlicht zu werden. Das war ein großartiges Konzept für ein gewaltiges wissenschaftliches Unterfangen. Nicht nur wegen der Zweipoligkeit (Wien und München) war es von Anfang an problematisch; die politischen Veränderungen dieses Jahrhunderts trugen das ihre dazu bei, daß der große Plan nicht wie vorgesehen Wirklichkeit wurde. 1961 entschloß man sich zur Trennung der beiden Kommissionen und teilte das Material nach Maßgabe der Landesgrenze auf. Kurz darauf gingen die Wiener an zu veröffentlichen: Schon 1963 erschien die 1. Lieferung des „Österreichischen Wörterbuchs“<sup>22</sup> – allerdings in einer Form, die teilweise recht ablehnende Kritik hervorrief, nicht zuletzt auch wegen der wenig ansprechenden typographischen Gestaltung. Immerhin aber lagen bereits 1976 zwei komplette Bände („A – Azor“; „B [P] – Bezirk“) davon vor.

Wie ist das heute in Wien und München archivierte Material – die Münchner Arbeitsstelle verfügt z. Z. über etwa 5 Millionen Einzelbelege – zusammengetragen worden; wie wird es heute noch vermehrt und ergänzt?

Es begann mit systematischen Sachfragebogen, die an relativ wenig Orten (maximal 70) Material erhoben. Diesem ersten Ansatz folgten in den Jahren 1927–42 dann wortgeographische Fragebogen, deren Auswertung u. a. zu zahlreichen laut- und wortgeographischen Kartenskizzen führte, die ihrerseits als Grundlage für die noch zu nennende „Lautgeographie“ von E. Kranzmayer dienten. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg legte man in den beiden Kanzleien das Hauptgewicht auf die Exzerpierung von historischen Quellen – Urkunden, Traditionen, Inventaren u. ä. – und bairischer Literatur. In München wertete man u. a. die Werke von Ludwig Thoma,

# Nachlese

zum

## baierischen und oberpfälzischen

# Idiotikon.

Erste Abtheilung:  
Lebende Mundart.

Von  
Andreas Zaupfer.

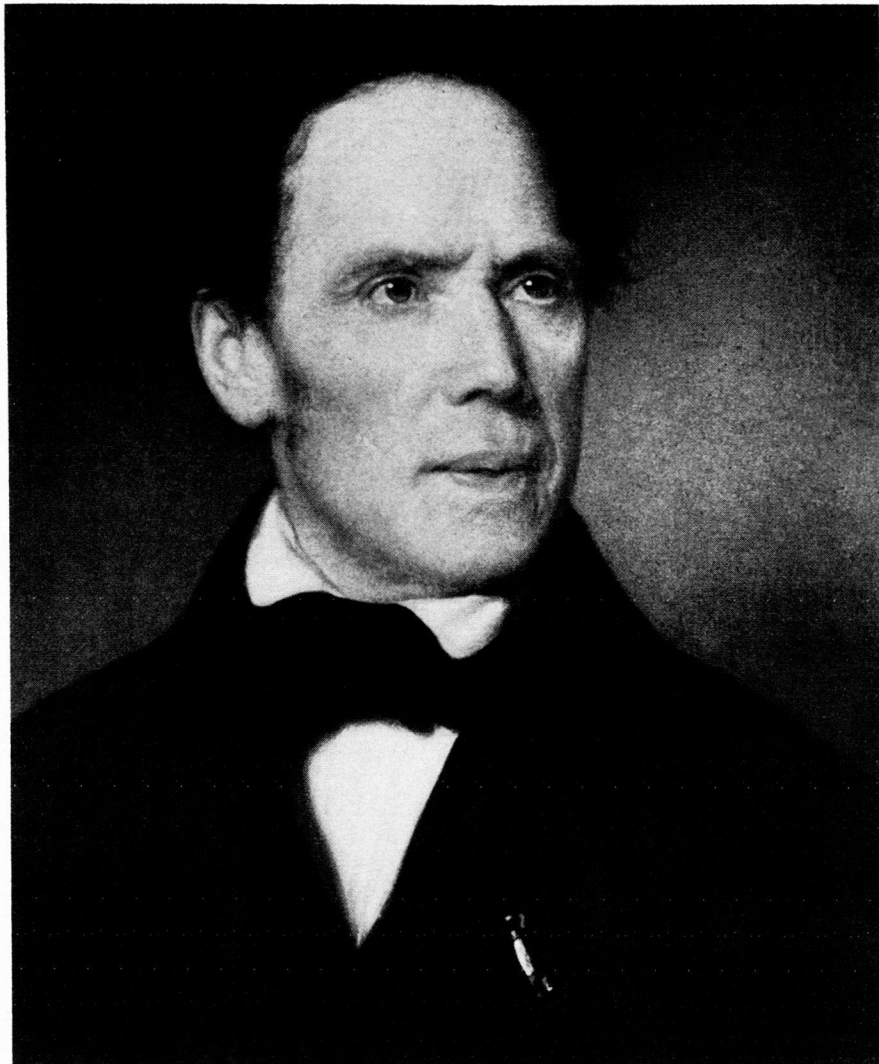


München,  
bei Joseph Lentner. 1789.

Georg Queri, Lena Christ, Oskar Maria Graf aus, um nur einige als Beispiel zu erwähnen. Um bei der Konzeption von Wörterbuchartikeln offenbar werdende Lücken zu füllen oder auch um zu erkunden, welche im Material nur fragwürdig belegten Wörter, Lautformen oder Redensarten auch heute noch im Gebrauch sind, versendet die Münchner Arbeitsstelle seit 1958 Fragebogen an etwa 500 freiwillige Mitarbeiter im Einzugsgebiet des Wörterbuchs; diese sogenannten „Wörterlisten“ stellen ganz konkrete Fragen zu Lautung, Bedeutung oder Verwendung bestimmter Wörter.<sup>23</sup> Während der gesamten 7 Jahrzehnte seit Bestehen der Institution „Bayerisches Wörterbuch“ wurden den Zettelkästen die Ergebnisse von Kundfahrten sowie freigesammelte Belege aus der lebendigen Mundart einverleibt, in geringerem Umfang auch aus Dissertationen und anderen wissenschaftlichen Arbeiten.

#### Grammatiken

Auf dem Gebiet der Grammatik war es ebenfalls Schmeller, der fürs Bairische den Anfang setzte, und zwar mit seinem bereits erwähnten Büchlein „Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt“ (1821). Es folgten die „Bairische Grammatik“ von K. Weinhold (Berlin 1867), die sich auf Schmellers Werke und M. Lexers „Kärntisches Wörterbuch“ (Leipzig 1862) stützt,



Johann Andreas Schmeller (1785–1852), Kustos der kgl. Hof- und Staatsbibliothek, Professor der älteren Sprache und Literatur an der Universität München (ab 1824) und Sekretär der philosophisch-philologischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (von 1848–1852)

Ölbild von Joseph Bernhardt (1805–1885) in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek

darüber hinaus aber eine Fülle historischer Quellen verarbeitet, um die Lautlehre des (Gesamt-) Bairischen sprachgeschichtlich zu untermauern und zu erläutern; und die „Altbairische Grammatik“ von J. Schatz (Göttingen 1907).

In unserem Jahrhundert sind zahlreiche Ortsgrammatiken geschrieben worden, welche die Lautlehre der Mundart eines bestimmten Ortes oder eines eng begrenzten Landstrichs darstellen. Frühe Werke dieser Art sind etwa „Die Mundart von Imst in Tirol“ von A. Pfalz (1897) und die „Grammatik der Nürnberger Mundart“ von A. Gebhardt (1907). In jüngerer Zeit fand die „Strukturelle Grammatik der Münchner Stadtmundart“ von H. L. Kufner (1961) Beachtung. Viel größeren Anklang findet verständlicherweise die im Ton volkstümlich gehaltene „Bairische Grammatik“ von Ludwig Merkle (1975). Weist das Buch auch im Detail viele Unzulänglichkeiten auf, so ist es doch das große Verdienst des Verfassers, seit 1867 zum erstenmal wieder eine Formenlehre des gesprochenen Bairisch geschaffen zu haben, die er mit geschickt gewählten und oft auch sehr amüsanten Beispielen aus der – allerdings nur städtischen – Sprachwirklichkeit würzt. Merkle macht sich die unbestreitbare Nivellierung der Mundarten zunutze, verallgemeinert und vergrößert die Verringerung der binnenstrukturellen Unterschiede und nennt den Gegenstand seiner Grammatik ein „allgemeines Bairisch“, das etwa dem entspricht, „was man in München und Umgebung redet“. <sup>24</sup> Das „andere Bairisch“, vor allem das Nordbairische der Oberpfalz, harret nach wie vor der exakten und umfassenden Beschreibung.

#### *Sprachatlantien – Werke zur Dialektgeographie*

Will man sich darüber informieren, welche Laut- oder Wortformen in einer bestimmten Gegend heimisch sind, wird man einen der beiden großen Atlanten zu Rate ziehen: den „Deutschen Sprachatlas“ (DSA) oder den „Deutschen Wortatlas“ (DWA), zwei Werke, die es kurz vorzustellen gilt.

Der Germanist Georg Wenker verschickte 1876 zum erstenmal seine Fragebogen an 1500 Lehrer mit der Bitte, die darauf angegebenen 40 Sätze in die Mundart des Schulortes zu übersetzen. Diese „Wenker-Sätze“ enthielten alle Laute und Lautverbindungen, die dialektgeographisch interessant zu sein versprochen. Man wollte die Alltagserfahrung, daß an fast jedem Ort „anders“ gesprochen wird, systematisch erfassen und objektiv nachprüfbar machen. Nach dem augenscheinlichen Erfolg dieser an sich höchst problematischen Erhebungsmethode – man mutet es Laien zu, exakte Angaben zu Lautnuancierungen zu machen – gingen 1880 dann Fragebogen an 30000 Orte im gesamten deutschen Sprachgebiet hinaus; auch Bayern wurde damals erfaßt. Die ungeheure Stofffülle, die die Auswertung erbrachte, wurde thematisch geordnet und auf Karten übertragen. 129 großformatige Karten fassen die wesentlichen Ergebnisse zusammen; sie wurden in den Jahren 1927–52 in 23 Lieferungen veröffentlicht (herausgegeben von F. Wrede, B. Martin, W. Mitzka). Zahlreiche Einzeluntersuchungen in Gestalt von Dissertationen und Monographien ergänzen das gewaltige Werk.

Ursprünglich hatte man nur Lautgrenzen aufspüren und kartographisch festlegen wollen, letzten Endes in der Absicht, die aus der Sprachgeschichte erschlossenen Lautgesetze in der Gegenwart und im Raum nachzuweisen, so etwa die Grenzlinie zwischen „ich/ik; Wasser/Water; Haus/Hus; auf/af/uf/op/up“. Bei zahlreichen Wörtern ergab es sich aber, daß statt der erwarteten Lautvarianten ganz unterschiedliche Wörter gemeldet wurden. Auf diese Weise kam man außer zu Lautkarten auch zu Wortverbreitungskarten (z. B. „Hafen/Topf/Pott; Pferd/Gaul/Roß; Kamin/Rauchfang/Schlot/Esse/Schornstein; Metzger/Fleischer/Schlachter/Fleischhauer/Selcher; u. ä.). – Ausdrücklich diesem letzteren Ziel ist das Unternehmen DWA gewidmet. Ab 1939 wurden Fragebogen mit jeweils 200 Wörtern an 50000 Orte versandt, deren teilweise erfolgte Auswertung in 20 Bänden vorliegt (1951–72, herausgegeben von W. Mitzka und L. E. Schmitt). Beide Atlasunternehmen liegen in Händen des „Forschungsinstituts für deutsche Sprache“, das der Universität Marburg angegliedert ist.

Für viele deutsche Landschaften gibt es zum Teil hervorragende Dialektatlanten, allen voran den „Sprachatlas der deutschen Schweiz“ (seit 1962 erscheinend, Herausgeber R. Hotzenköcherle), der ein Muster an Ausführlichkeit, Präzision und druckgraphischer Vollkommenheit darstellt; ferner einen Vorarlberger, einen Tiroler, einen südwestdeutschen, einen luxemburgischen, siebenbürgischen, elsässischen Sprachatlas – aber bis heute keinen bairischen!

Eberhard Kranzmayer, der unvergessene Großmeister der österreichischen Dialektforschung (1897–1975, gebürtiger Kärntner, Professor in Wien) hat 1500 Kartenskizzen für einen bisher nicht veröffentlichten Dialektatlas von Österreich und Bayern entworfen, für die er die Ergebnisse der systematischen Erhebung zum Bayerischen Wörterbuch (1927–42) heranzog. Leider sind diese Karten nicht allgemein zugänglich; sie liegen in den Archiven der Wörterbuchkommissionen in Wien und München – inzwischen historisch gewordenes Material! Gottlob hat Kranzmayer die Quintessenz daraus zusammenfassend dargestellt in seinem Standardwerk „Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes“ (Wien 1956). Dieses Buch ist unverzichtbar bei jeglicher weiterführenden Arbeit zur Dialektgeographie im Bairisch-Österreichischen. – Darüber hinaus gibt es für einen Teilbereich ein sehr verdienstvolles Werk, ebenfalls die Leistung eines einzelnen Forschers: Adolf Gütter's „Nordbairischer Sprachatlas“ (München 1971).

Die letzten Jahre haben leichter verfügbare und handlichere Kartenwerke auf den Markt gebracht, in denen man sich wesentliche Informationen über die deutschen Mundarten holen kann, so etwa im „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ (2 Bände, Bern-München 1977/78 von J. Eichhoff, der auf eigenen Recherchen beruht, und im „Atlas zur deutschen Sprache“ von W. König, einem Taschenbuch von unglaublicher Reichhaltigkeit, das die Früchte von anderthalb Jahrhunderten Germanistik in komprimierter Form bietet (1977).

Diese letztgenannten Arbeiten sind, ebenso wie eingangs das Werk Schmellers, überzeugende Beispiele dafür, wie die Leistung eines engagierten Einzelnen manches Mammutunternehmen, mag es noch so perfekt organisiert sein, in den Schatten stellt. Das gilt auch für ein weiteres Buch der letzten Jahre, das noch erwähnt sein soll: R. Amans „Bayrisch-österreichisches Schimpfwörterbuch“ (München 1972), in dem der in den USA lebende Plattlinger den im Bairischen besonders reich entfalteten und hochgradig differenzierten Spezialwortschatz der „Verbalaggression“ zusammengetragen hat.

Zwar existieren viele Arbeiten über den Dialekt eines Ortes oder einer Gegend – sei es unter lexikographischem, lautgeo-

graphischem oder strukturalistischem Blickwinkel –, aber leider klaffen immer noch große Lücken, so daß sich die Einzelteile noch bei weitem nicht zu einem einigermaßen kompletten Mosaik der bairischen Dialektlandschaft vereinigen lassen. Zahlreiche Unterdialekte warten noch immer darauf, dokumentiert und analysiert zu werden. Auch Probleme der Formenlehre und des Satzbaus harren noch der umfassenden Untersuchung.

#### *Neuere dialektologische Ansätze*

Seit einem Jahrhundert gibt es die technische Möglichkeit, Schall auf Tonträgern zu dokumentieren. Die große Begeisterung über die Erfindung des Phonographen (Edison 1878), daß man nun auch Hörbares direkt konservieren, archivieren und der Nachwelt überliefern konnte, führte zur Gründung von Phonogramm-Archiven: 1899 in Wien, 1909 in Zürich. 1920 gab man in Berlin eine „Laut-Bibliothek“ heraus, die mit Schallplatten und dazugehörigen Textheften eine Auswahl von insgesamt 1650 Proben deutscher Dialekte zugänglich machte.

Ab 1954 setzte E. Zwirner seine Idee eines „Deutschen Spracharchivs“ in die Tat um. Nach einem genauen Netz von Planquadraten mit 15 km Seitenlänge wurden die Aufnahmeorte festgelegt, an denen je drei Einheimische und ein Zugezogener in freier Rede ungefähr 15 Minuten lang aufgenommen wurden. Der gewaltige Fundus von annähernd 10000 Aufnahmen (auch Vertriebenendialekte) harrt aber noch zum größten Teil der Transkription und der anschließenden Auswertung. Vor allem trifft dies für die Aufnahmen aus Bayern zu: Nur einige wenige sind bisher veröffentlicht.<sup>25</sup>

Über die Aufnahmen des „Deutschen Spracharchivs“ hinausgehend, die ja doch immer nur repräsentativ sein konnten, ist die Idee, die die „Tübinger Arbeitsstelle Sprache in Südwestdeutschland“ unter der Leitung von A. Ruoff zu verwirklichen sucht. Man hat dort eine Methode entwickelt, mit der man eine Ortssprache in einer Art Totalaufnahme festzuhalten in der Lage ist. Neben traditionellen Befragungen von Gewährspersonen werden freie Erzählungen aufgenommen, ferner werden zweimal drei Personen über einen ganzen Tag hin aufgenommen, indem man in deren Wohnungen Tonbandgeräte installiert. Auf diese Weise will man alle Varianten in einer Großdokumentation einfangen. – Für Bayern ist ein derartiges Unternehmen nicht in Aussicht.

Neue Ansätze verwirklicht auch das Projekt „Dialekt/Hochsprache – kontrastiv“: Hier werden regionaltypische Abweichungen von der Schriftsprache mit dieser kontrastiert, um auf diese Weise Hilfen anzubieten für die Überwindung von dialektbedingten Sprachbarrieren. Als Band 2 der von W. Besch, H. Löffler und H. H. Reich herausgegebenen Reihe, die sich in erster Linie an Grund- und Hauptschullehrer wendet, erschien 1977 ein Beitrag über das Bairische<sup>26</sup>

#### MUNDARTFORSCHUNG ALS KULTURELLE AUFGABE

Am Schluß dieses mehr oder minder summarischen Überblicks über die bisher geleistete wissenschaftliche Erfassung des Bairischen bleibt uns die Erkenntnis nicht erspart, daß das Bairische im Hinblick auf die Errungenschaften und Ansätze der jüngeren Zeit einigermaßen beschämt dasteht, wenn man zum Vergleich heranzieht, was über den Dialekt in den angrenzenden Ländern gearbeitet worden ist und wird: in Österreich, in der Schweiz, in Südwestdeutschland und in Hessen. Lag der glanzvolle Beginn der Mundartforschung schlechthin in Bayern, so bildet unser Land jetzt einigermaßen das Schlußlicht, was die wissenschaftlich solide Erfassung des zeitgenössischen Dialekts anbelangt. Die meisten der heute vorliegenden „Bavarica“ sind nichts anderes als Unterhal-

tungsliteratur, Zugeständnisse an einen modischen Trend, Fremdenverkehrsartikel. Und viele der ernsthaften Ansätze zu einer Behandlung des Bairischen sind im Grunde genommen nicht viel mehr als eine Fortsetzung der langen Reihe der gutgemeinten „Provinzialismen-Sammlungen“ früherer Jahrhunderte, die methodisch längst überholt sind.

Es ist tatsächlich ein trauriges Kapitel, wenn man feststellt, was es für das Bairische alles *nicht* gibt.

Es gibt kein neues bairisches Wörterbuch.

Es gibt keinen das ganze Dialektgebiet umfassenden Sprachatlas.

Es gibt kein bairisches Spracharchiv, wie es etwa in Wien oder in Zürich existiert.

Es gibt an keiner bayerischen Hochschule einen Lehrstuhl für Bairisch, wo Ansätze und Anregungen zu notwendigen Untersuchungen ausgehen könnten. (Daraus erklärt sich wohl zum Teil der folgende Punkt.)

Es gibt nur sehr wenige einheimische Bayern, die sich wissenschaftlich mit dem eigenen Dialekt befassen. (Die

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> L. Fisch in der Süddeutschen Zeitung vom 16./17. 11. 1974, S. 13; Der Spiegel 1976/17 (19. 4. 1976), S. 46–60.

<sup>2)</sup> In Sprachwissenschaft und Volkskunde unterscheidet man zwischen „bairisch“ und „bay(er)isch“: Die Schreibung mit „ai“ bezieht sich auf den Stamm der Bayern (= Bajuwaren) in Altbayern und Österreich, während die mit „ay“ den administrativen Begriff des Freistaates Bayern meint.

<sup>3)</sup> Mittelbayerische Zeitung (Regensburg) vom 7. 9. 1979: „Gefragt: Bayerns Dichtersleut von heut“

<sup>4)</sup> Meist werden die beiden Bezeichnungen unterschiedslos für denselben Begriff gebraucht. Dazu: H. Löffler: Probleme der Dialektologie. Darmstadt 1974. S. 9. – Die weiteren Ausführungen sind diesem grundlegenden Buch des öfteren verpflichtet, ohne daß jedesmal die exakte Fundstelle einer Information nachgewiesen wird.

<sup>5)</sup> 1. Auflage des Orthographie-Wörterbuches von Konrad Duden: 1880.

<sup>6)</sup> Die Verbreitung von Luthers Verdeutschung der Bibel in Buchform ist ein wesentlicher Faktor; falsch wäre es jedoch, Luther als den Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache anzusehen, wie das gelegentlich getan wurde. – Für die Regensburger Kanzlei lassen sich Standardisierungstendenzen bereits im 13. Jahrhundert nachweisen (E. Skála).

<sup>7)</sup> Vgl. die Sprachbarrieren-Diskussion, z. B. H. Bausinger (Hrsg.): Dialekt als Sprachbarriere? Tübingen 1973. Fürs Bairische z. B. V. Reitmajer: Schlechte Chancen ohne Hochdeutsch. In: Muttersprache Bd. 85 (1975), S. 310–324.

<sup>8)</sup> Bemerkenswert, wie viele der Mundartautoren jünger als 30 Jahre sind.

<sup>9)</sup> Man hat sogar von einer Art „geistigen Landesverteidigung“ gesprochen; andere nannten es „Reaktionsseparatismus“. Dazu: R. Schwarzenbach: Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. Frauenfeld 1969. – S. a. bei Löffler a. a. O. S. 6.

<sup>10)</sup> Nach W. König: dtv-Atlas zur deutschen Sprache. München 1978, S. 134.

<sup>11)</sup> K. Rein und M. Scheffelmayer: Funktion und Motivation des Gebrauchs von Dialekt und Hochsprache im Bairischen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik Bd. 42 (1975), S. 257–290; hier S. 260ff.

<sup>12)</sup> B. Ücker: Weißblaues Contra. München 1974, S. 43.

<sup>13)</sup> J. L. Prasz: Dissertatio altera de origine Germanica Latinae linguae, accedit glossarium Bavaricum. Regensburg 1689. Abgedruckt in J. Heumannii Opuscula. Nürnberg 1747.

<sup>14)</sup> z. B. L. Westenrieder: Bairische Provinzialismen und Sprüchwörter. München 1792. – F. Nicolai: Verzeichnis einiger bairischer Provinzialwörter. Berlin 1785; J. v. Dellling: Beiträge zu einem bairischen Idiotikon. 2 Bände. München 1820; u. a. m.

<sup>15)</sup> J. A. Schmeller: Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. München 1821. Nachdruck, besorgt von O. Mausser, 1929; dazu Registerband von demselben, München 1930.

<sup>16)</sup> In 4 Teilen. Stuttgart und Tübingen (Cotta) 1827, 1828, 1836, 1837.

meisten der in den letzten Jahren veröffentlichten Arbeiten stammen von Nichtbayern (bzw. Nicht-Baiern), häufig von Nicht-Deutschen.)

Es gibt keine zentrale Sammelstelle für bairische Sprache und Literatur (außer der auf Initiative des „Vereins der Mundartfreunde Bayerns e. V.“ gegründeten „Dokumentationsstelle“ in Starnberg, die auf freiwillige Überlassung von Belegexemplaren durch Autoren und Verlage angewiesen ist und daher nie eine nur annähernde Vollständigkeit erreichen wird).

Eine Menge von Aufgaben bleibt zu bewältigen, und diese Zeilen möchten ein Anstoß sein, sie in Angriff zu nehmen bzw. ihren Fortgang zu fördern. Es darf wohl als selbstverständlich angenommen werden, daß die Leser dieser Zeitschrift vom Wert des heimischen Dialekts überzeugt sind und ihm fraglos den Rang eines wesentlichen Kulturgutes einräumen. Deshalb werden wir uns auch darin einig sein, daß es nicht nur alte Bausubstanz und ehrwürdiges Brauchtum zu erforschen, zu schützen und zu erhalten gilt in unserem Land: Auch unser Dialekt, unsere eigentliche Muttersprache, hat einen Anspruch auf diesen Dienst der Heimatpflege.

Dann: 2., mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. K. Frommann, in 2 Bänden. München (Oldenbourg) 1872, 1877. Davon unveränderte Nachdrucke, zuletzt: Aalen 1961 und 1966.

<sup>17)</sup> Löffler, a. a. O. S. 22f.

<sup>18)</sup> Deutsches Wörterbuch, erschienen in 16 Bänden, 1854–1954. Hier: Vorrede Spalte XVII (zitiert nach: J. Grimm: Vorreden zum Deutschen Wörterbuch. Darmstadt 1961, S. 25).

<sup>19)</sup> Bayerisches Wörterbuch Bd. I, Spalte 1287

<sup>20)</sup> 1826 erhielt er an der soeben von Landshut nach München verlegten Universität einen Lehrauftrag für altdeutsche Sprache und Literatur; 1827 Promotion zum Dr. phil.; 1828 a. o. Professor; ab 1829 an der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek; 1846 auch Ordinarius für altdeutsche Philologie an der Universität. – Als Beispiel für Schmellers Art, Zufallsbelege heranzuziehen, diene die Angabe unter dem Stichwort „Pummer(l)“ (Bd. I, Sp. 391): „,s Pummal hat mi bissn‘, sagt mir (12. Juni 1839) der Bibliotheksdienner Schupp, den ich fragte, warum er hinke. (Er hat das Podagra.)“

<sup>21)</sup> O. Mausser im Vorwort zum unveränderten Nachdruck der 2. Ausgabe (von 1872/77), Leipzig 1939, S. 16f.

<sup>22)</sup> „Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch. I. Österreich (Wörterbuch der bairischen Mundart in Österreich)“, herausgegeben im Auftrag der Österr. Akademie der Wissenschaften von E. Kranzmayer, V. Dollmayr u. a.

<sup>23)</sup> Ohne den Anlaß oder den Sinn und Zweck dieser vierten Phase der Materialgewinnung in Zweifel ziehen zu wollen, fragt sich der Außenstehende doch, ob hier nicht der Gründlichkeit zu viel getan wird. Sowohl Schmeller als auch die Bearbeiter des Schweizerdeutschen Wörterbuchs in Zürich gaben bzw. geben sich mitunter mit einem einzigen Beleg für ein Wort oder eine Lautform zufrieden, wenn er von einem verlässlichen Informanten stammt; und beiden Wörterbüchern wird man billigerweise mangelnde Solidität nicht vorwerfen können! Ein so groß angelegtes Wörterbuch kann und wird niemals vollständig und restlos erschöpfend sein, da die lebendige Sprachwirklichkeit die institutionalisierte Gründlichkeit in immer größeren Schritten überholt. Auch Bayern möchte – in Anbetracht der vielen bereits vorliegenden oder im Erscheinen begriffenen anderen deutschen Dialektwörterbücher (vgl. H. Friebertshäuser (Hrsg.): Dialektlexikographie. Wiesbaden 1976) – in diesem Jahrhundert wenigstens noch ein paar Bänder *seines* Wörterbuchs erleben! – Vorläufig kann und muß man sich mit den Nachschlagewerken behelfen, die das Gebiet südlich und westlich von Bayern abdecken: J. Schatz und K. Finsterwalder: Wörterbuch der Tiroler Mundarten. 2 Bände. Innsbruck 1955/56. – H. Fischer: Schwäbisches Wörterbuch (fortgeführt von W. Pfeleiderer). 6. Bände. Tübingen 1906–36.

<sup>24)</sup> L. Merkle: Bairische Grammatik, S. 7

<sup>25)</sup> Entweder in der Reihe „Lautbibliothek der deutschen Mundarten“ (LBDM), herausgegeben vom Deutschen Spracharchiv, Bd. 1–35 (1958–64); oder anschließend in der Reihe „Phonai. Lautbibliothek der europäischen Sprachen und Mundarten. Deutsche Reihe“.

<sup>26)</sup> L. Zehetner: Bairisch (= Dialekt/Hochsprache – kontrastiv Bd. 2) Düsseldorf 1977